



Der Aufbruch der Frauen und der Wandel der Gottesbilder

VON HANNA STRACK

*Du hast mich aus meiner Mutter Leib gezogen
Du hast mich gelegt an meiner Mutter Brust*
Gott als Hebamme (Psalm 22, 10+11)

Es ist atemberaubend, wie umfassend und schnell Frauen in den letzten 25 Jahren – seit Mitte der siebziger Jahre, teilweise erst seit Mitte der achtziger Jahre – die von Männern geprägte Theologie und Kirche kritisiert, verändert, verworfen, gefunden, neu gestaltet haben. Sie haben in das theologische Denken Fragen eingeführt wie: „Was bedeutet das für Frauen, und was bedeutet es für Männer? Aus welcher Erfahrung von Frauen und aus welcher Erfahrung von Männern kommt diese Erkenntnis?“

Sie haben mit diesem *gender*-Blick die Bibel neu gelesen, Frauen in der Kirchengeschichte sichtbar gemacht, theologische Systeme hinterfragt, das liturgische Geschehen neu definiert und gestaltet und mit all dem neu Entdeckten auch – wie sollte es anders sein – eine neue Sprache schaffen müssen.

Diese neue Sprache, neue Worte und neue Bilder, fesseln uns am stärksten, wenn wir unser Augenmerk insbesondere auf die Gottesbilder richten.

Der Aufbruch der Frauen ist zu beschreiben als die Befreiung aus den drei Gefangenschaften: der sexuellen, wirtschaftlichen und der religiösen Kontrolle durch den Mann. Im religiösen Bereich haben Männer seit etwa 4000 Jahren die Definitionsmacht. Frauen sind jetzt aufgebrochen, um die religiöse Entfremdung abzuschütteln und die eigenen religiösen Bedürfnisse und Erfahrungen wahrzunehmen.

Andrea Schulenburg und andere haben mit verschiedenen Methoden Interviews geführt oder mit kollektiver Erinnerungsarbeit diesen Aufbruch beschrieben. Eine Frau sagt: „Meine Ohren dröhnten vom Lobpreis deiner göttlichen Männlichkeit. Meine Augen wurden blind vom Glanz deiner göttlichen Männlichkeit. Da habe ich deine Götzenbilder hinausbefördert aus meinem Inneren, allen voran den ‚Herrn der Herren‘ (Lumen gentium). Ich habe mich entrümpelt und bin jetzt leer und erschöpft. Lass mich schweigen, lass uns miteinander schweigen. Und du, Frau, die du den verlorenen Groschen suchst, bitte höre nicht auf zu suchen – ich werde mich finden lassen“ (Andrea Schulenburg, *Feministische Spiritualität. Exodus in eine befreiende Kirche?* Stuttgart – Berlin – Köln 1993, 96).

Wie in einer Explosion schreit die aus der Kontrolle ausgebrochene Leidenschaft für Gott hinaus: Gott, Du Freundin, Du Weberin, Du Göttin, Hüterin des Lebens, Quelle der Kraft ...

Und ein Ende der Entdeckung neuer frauengerechter Gottesbilder ist noch lange nicht in Sicht, denn diese Befreiung schlägt sich nieder in neuen Gebeten, Glaubensbekenntnissen, Liedern, Bildern.

Hier soll nun die gewonnene Kreativität in Bezug auf die Gottesbilder gewürdigt werden. Dabei gehen wir folgende Schritte:

- Wir verpflichten uns zur Unterscheidung zwischen der Gottheit selbst und den Bildern, die wir uns von ihr machen.
- Wir fordern den Reichtum der Gottesbilder.
- Wir fragen allgemein, welche Lebenserfahrungen denn symbolwürdig seien.
- Wir gehen durch den Feuer-Bach der Religionskritik.
- Wir benennen Lebenserfahrungen von Frauen als symbolwürdig.
- Wir prüfen die neuen Gottesbilder anhand der gewonnenen Kriterien.
- Wir verifizieren das Gesagte an Beispielen von Gottespoesie heute.

Die Unterscheidung von Gott und Gottesbild hat Paul Tillich so beschrieben: Gott ist das Sein-Selbst, der letzte Seinsgrund. Um mit ihm in Beziehung zu treten, bedürfen wir der Symbole. Nur diese eröffnen die Wirklichkeitsschicht des Religiösen.

Aber das Symbol repräsentiert lediglich das, wofür es steht, es ist es nicht selbst. Die Symbole können geboren werden, wenn eine Gruppe von Menschen sie akzeptieren, und sie sterben in dem Augenblick, in dem die innere Beziehung zu dem Symbol aufhört. Das, was sie repräsentieren, aber bleibt.

Symbole haben die Aufgabe, „auf die Frage zu antworten, die in der Existenz des Menschen beschlossen liegt.“ (Die verlorene Dimension. Not und Hoffnung unserer Zeit. 1962, 19) Trotz dieser systematischen Kritik an der Vergötzung von Symbolen, gab es für Tillich noch keine Zweifel an der androzentrischen Einseitigkeit der Gottesbilder. Ungeachtet dessen übernehme ich hier seine Kriterien auch für die weiblichen Gottesbilder.

Ein Blick auf die Gottesnamen in der Hebräischen Bibel führt uns ebenfalls zu der Erkenntnis, dass wir unterscheiden müssen zwischen Gott selbst und den Bildern von Gott. So fordert das zweite Gebot: „Du sollst dir kein Bildnis machen noch irgend ein Gleichnis!“ und wir ergänzen: um es anzubeten statt Gott selbst. Es ist erstaunlich, dass dieses Gebot von männlichen Theologen nie auf ihr einseitig männliches Gottesbild angewendet wurde.

Interessant ist in diesem Zusammenhang der Gottesname, den Hagar, die erste Theologin der jüdisch-christlich-islamischen Tradition, auf Grund einer Gottesbegegnung an einer Oase der Gottheit gibt: Du bist EL ROI – Gott, der/die mich sieht“ (1 Mose 16,13–14). Diese Epiphanie geschah am „Brunnen der lebendigen Gottheit“ BEER LAHAI ROI. Hier wird die Gottheit beschrieben mit dem, was sie ist und tut: lebendig, sehend. Hagar entwirft kein männlich fixiertes Gottesbild.

Das gleiche trifft auf die bekannte Selbstvorstellung Gottes zu: JHWH – der Gottesname, den Moses aus dem brennenden Dornbusch erfährt, ist ebenso bildlos, mit Tillich zu sprechen: der Seinsgrund, nicht ein Symbol.

Helen Schüngel-Straumann hat in ihrem Buch mit dem programmatischen Titel „Gott bin ich, und nicht Mann“ (Mainz 1996) dies so beschrieben:

„Gott gibt eine recht geheimnisvolle Antwort: „Ich bin da, so wie ich da sein werde!“ (Ex 3,14). Damit liegt ein Wortspiel mit den vier Konsonanten (JHWH) vor, aus denen der Gottesname besteht, und zwar mit dem Verb *hjh* (sein, werden, wirksam sein) in der ersten Person. Es handelt sich um ein Verb der Bewegung, und es wird hier verwendet, um das Dynamische an diesem Gott auszudrücken. Die Übersetzung des Satzes *ähjäh ascher ähjäh* mit „Ich bin, der ich bin“, wie er sich in vielen Bibeln findet, ist viel zu statisch gedacht und entstammt der griechischen Übersetzung des Ersten Testaments, die Ex 3,14 mit *ego eimi ho oon* (Ich bin der Seiende) übersetzt hat (95).

Der Gottesname sagt das aus, was eine Mutter einem Kind sagt, wenn es Angst hat: „Ich bin doch da!“.

Die spätere Übersetzung des Namens JHWH mit dem griechischen *kyrios* und dem deutschen HERR hat einem einseitig männlichen Gottesbild und die Identifizierung von Gottheit und Gottesbild etabliert. Dies ist heute nicht mehr hinnehmbar.

Wenn wir es vermeiden wollen, ein Gottesbild – sei es ein männliches oder weibliches – absolut zu nehmen, um es statt der Gottheit zu verehren, dann *müssen wir einen großen Reichtum von vielen untereinander austauschbaren Gottesbildern fordern.*

Monika Jakobs fasst dies in ihrem Buch „Frauen auf der Suche nach dem Göttlichen. Die Gottesfrage in der feministischen Theologie“ (Münster 1993) so zusammen: „Es muss immer wieder klar werden, dass Gottesbilder keine Abbilder sind, sondern metaphorisches Sprechen. Sie sind, ausgehend von einer Hermeneutik des Verdachts, immer einem Ideologieverdacht zu unterstellen. Deshalb muss ein Reichtum von Gottesbildern entwickelt werden. Diese sollen erfahrungsbezogen sein und auf die religiöse Utopie, das Reich Gottes ausgerichtet sein. Gottesbilder sind keine dogmatischen Wahrheiten, sondern ergeben sich aus den praktischen Lebensvollzügen und ihrer Deutung und aus der Antwort, die Menschen auf die Sinnfrage geben können. Deshalb können unterdrückende, in die Enge führende Gottesbilder verworfen und durch neue ersetzt werden“ (182).

Gisela Matthiae ist in ihrem Buch „Clownin Gott. Eine feministische Dekonstruktion des Göttlichen“ (Stuttgart – Berlin – Köln 1999) einen anderen Weg gegangen, um Raum zu schaffen für das Experimentieren mit neuen Gottesbildern. Sie schreibt: „Der Gottesbegriff ist aus der Geschlechtsspezifität zu lösen, ohne dass er erneut zu bestimmten Zwecken vereinnahmt werden darf“ (20). In dem Bild der Clownin findet Matthiae ein Modell, das „die Durchbrechung herrschender Diskurse auf allen Ebenen darstellt.“ Die Clownin relativiert alle Gottesbilder und befreit Menschen aus Rollenzwängen: „Du bist ungeschickt, aber siehe, ich bin noch viel ungeschickter!“ Die Clownin verkörpert den Möglichkeitsraum Gottes, weil sie „eine andere als die jeweils erfahrene Wirklichkeit ahnt und erhofft“ (304).

Die amerikanische Theologin Elisabeth Schüssler Fiorenza verwendet in ihrem Buch „Jesus – Miriams Kind, Sophias Prophet. Kritische Anfragen feministischer Christologie“ (Gütersloh 1997) den Ausdruck Gott. Sie will damit ebenfalls im Sprachraum des Nichtsymbolischen bleiben, um nicht der Verwechslung Gottes mit hierarchischen Gottesbildern Vorschub zu leisten.

Wir gehen zurück zu unserer Fragestellung: Welchen Wandel der Gottesbilder hat der Aufbruch der Frauen mit sich gebracht? Wir wenden uns nun der folgenden Frage zu:

Welche Lebenserfahrungen sind symbolwürdig für das Göttliche?

In der bisher ausschließlich von Männern definierten Theologie finden wir Bilder aus der Berufs- und Lebenswelt des Mannes: Herr der Heerscharen, Hirte, Richter, Schöpfer, Vater, Weinbergbesitzer, Bauer ...

Die großen theologischen Entwürfe des Abendlandes von Thomas von Aquin über die altprotestantische Dogmatik und Schleiermacher bis hin zu Tillich beschreiben Gott als allwissend, allmächtig, allgegenwärtig, ewig. Er regiert als Schöpfer und Erhalter, er sendet seinen geliebten Sohn. Als Richter straft er oder rechtfertigt, er sitzt auf seinem Thron im Himmel ...

Ludwig Feuerbach hatte diese christlichen Grunddogmen als Projektionen der Menschen an den Himmel erkannt, Menschen – und hier ist vom heutigen Standpunkt aus zu ergänzen: Männer – erfüllen sich ihre Herzenswünsche, nämlich ewig, selig, glücklich, unsterblich zu sein, indem sie sie zu kirchlichen Dogmen erheben, an den Himmel projizieren und sie anbeten. Mit dieser Abspaltung eines Teiles ihrer selbst entfremden sie sich nun aber auch von sich selbst.

Entsprechend seiner Zeit hatte Feuerbach die *gender*-spezifische Fragestellung natürlich nicht im Blick. Wir fragen deshalb: Wären diese genannten Herzenswünsche auch die Herzenswünsche von Frauen gewesen, wenn sie denn sich am Diskurs hätten beteiligen dürfen? Wären Herzenswünsche von Frauen nicht ganz andere gewesen: gute Ausbildung, gesunde Kinder, trockene Wohnungen, gewaltfreie Ehemänner...? Und trifft Feuerbachs Kritik auch auf die neuen Gottesbilder zu, mit denen Frauen zu experimentieren beginnen? Diese Fragen müssen uns noch beschäftigen, wenn wir die neuen weiblichen Gottesbilder betrachten.

Doch zurück zu der Frage: Welche Lebenserfahrungen sind symbolwürdig?

Frauen mahnen an, den Satz des priesterschriftlichen Schöpfungsliedes ernst zu nehmen: Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn. Er schuf ihn als Mann und Frau (1 Mose 1,28). Die Wirkungsgeschichte dieses Textes ist bisher verblüffend gering, stattdessen ist im Anschluss an den jahwistischen Schöpfungsbericht das Bild der Frau als „Gehilfin“ des Mannes dominant. So konnte es zu der verheerenden frauenfeindlichen Tradition kommen, die in der Diskussionsfrage gipfelt: „Ob die Weiber Menschen seyn oder nicht?“ (Elisabeth Gössmann, Archiv

für philosophie- und theologiegeschichtliche Frauenforschung Band 4, München 1988) und Frauenleben reduziert auf den „Dienstleib“, d.h. Tätigkeiten mit sozialen und hauswirtschaftlichen Aufgaben im 19. Jahrhundert. Frauen sind nur teilweise Gottes Ebenbild. Aufgrund der fehlenden Gleichwertigkeit von Frauen in Kirche, Theologie und Gesellschaft konnte auch keine Gleichwertigkeit in den Gottesbildern entwickelt werden. So kam es zwangsläufig zur Überbetonung des Männlichen in Gott, ja zur Vergöttlichung des Männlichen. Es muss also die Gottebenbildlichkeit der Frau heute eigens angefordert werden. Daraus ergibt sich: Lebenserfahrungen von Frauen sind symbolwürdig!

Wo finden wir Symbole für das Göttliche aus der weiblichen Lebenswirklichkeit?

Zunächst wenden wir uns den biblischen Wurzeln zu. Am Anfang unserer Ausführungen steht das Zitat aus Psalm 22, dessen Anfang „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ wir aus den Worten Jesu am Kreuz kennen. In den folgenden Versen, die das „Bekennnis der Zuversicht“ darstellen, betet der Psalmist/die Psalmistin mit einem Bild aus dem Tätigkeitsbereich einer Hebamme: Du hast mich aus meiner Mutter Leib gezogen und mich an meiner Mutter Brust gelegt. Die Kommentare zu dieser Stelle sind ein Anschauungsbeispiel dafür, wie Männer auf Grund ihres Frauenbildes blind sind für das weibliche Gottesbild, das hier zu uns spricht. Kein Ausleger hat das Bild der Hebamme – bis auf den neusten Kommentar von Echter – überhaupt erkannt!!

Weitere weibliche Gottesbilder hat Virginia R. Mollenkott in ihrem Buch „Gott eine Frau? Vergessene Gottesbilder der Bibel“ (München 1985) aus ihrer Unsichtbarkeit ans Licht geholt. Einige Beispiele mögen genannt werden:

Die Gottheit als gebärende Frau Jes 42,14, Gott als stillende Mutter Jes 49,15, als Geburtshelferin Ps 22,10–11, Bärenmutter Hosea 13,7–8, Haushälterin Ps 123, 2b, Geliebte d.h. nichthierarchische Partnerschaft Röm 8,35–39: nichts kann uns scheiden von Gottes Liebe, die Bäckerin Mt 13,33, Adlermutter (5 Mose 32,11–12), der Gott der Noomi – Gott Schaddai, das übersetzt werden kann mit Brüsten, u. a.

Im Gleichnis vom verlorenen Groschen (Lk 15, 8–9) und seiner Anwendung Vers 10 beschreibt Jesus Gottes Handeln im Bild einer Frau, die von 10 Groschen einen verliert – wie Luise Schottroff (Lydias ungeduldige

Schwestern. Feministische Sozialgeschichte des frühen Christentums, Gütersloh 1994) nachrechnet ist das ein Teil ihrer Existenzgrundlage – und sich auf die Suche nach ihm macht, nicht aufgibt und schließlich, als sie ihn gefunden hat, ruft: „Nachbarinnen, Freundinnen, freut euch mit mir, denn ich habe gefunden, was ich verloren hatte!“ In der von Lukas gegebenen Anwendung zum Gleichnis vom verlorenen Groschen heißt es: „Also wird Freude bei den Engeln sein über einen Sünder, der Buße tut.“ Diese Anwendung passt nicht, denn der Groschen tut nicht Buße. Sie zeigt aber die Möglichkeit, dass Engel – die Boten Gottes – und damit das Göttliche im Bild einer fröhlich feiernden Frauengruppe denkbar waren. Luise Schottroff resümiert: „Die lachende Frauengruppe am Schluss des Gleichnisses wird nicht mit Weibergeschwätz assoziiert, sondern mit dem Glück der Engel im Himmel“ (151).

Es gehört in die Tradition der Frauendiskriminierung, dass dieser Text – ebenso wie die Hagartexte – nicht in die Perikopenordnung für die gottesdienstlichen Lesungen und Predigttexte aufgenommen wurde. Die Gleichnisse vom verlorenen Schaf und verlorenen Sohn waren in der ausschließlich von Männern definierten Traditionsgeschichte vorrangig.

Der Aufbruch der Frauen hat nun aber auch ein besonderes und hervorragendes weibliches Gottesbild aus der Vergessenheit und Unsichtbarkeit befreit: Die Weisheit, die Sophia, die Chochma. Allein die Lektüre des zentralen Textes im Ersten Testament ist ein Ereignis, das die Würde und Gott Ebenbildlichkeit von Frauen wieder herstellen kann:

Die Weisheit stellt sich vor:

Gott schuf mich, seines Waltens Erstling,
als Anfang seiner Werke, vorlängst.
Von Ewigkeit her bin ich gebildet,
vor Anbeginn, vor dem Ursprung der Welt.
Doch ehe die Meere waren, ward ich geboren,
noch vor den Quellen, reich an Wasser.
Bevor die Berge eingesenkt wurden,
vor den Hügeln ward ich geboren,
und die Fluren und die ersten Schollen des Erdreichs.
Als er den Himmel baute, war ich dabei,
als er das Gewölbe absteckte über der Urflut,
als er die Wolken droben befestigte
und die Quellen der Urflut stark machte,
als er dem Meer seine Schranken setzte,
dass die Wasser seinem Befehle gehorchten,
als er die Grundfesten der Erde legte,

da war ich sein Liebling (andere Übersetzungen: Künstlerin)
ihm zur Seite,
war lauter Entzücken Tag für Tag
und spielte auf seinem Erdenrund
und hatte mein Ergötzen an den Menschenkindern.
(*Sprüche* 8,22–31)

Hiob 28, Jesus Sirach 24 und Weisheit Salomos 8 sind weitere Texte der Selbstdarstellung der Weisheit und der Antwort von Menschen auf sie. Sie schildern die lebendige Beziehung zu ihr, doch auch ihren Rückzug, wenn sie nicht aufgenommen wird. Verknüpft mit dem ursprünglich weiblichen Wort für den Geist, nämlich hebräisch *ruach*, wird hier ein Raum geöffnet für den Reichtum von Gottesbildern, der Frauenleben voll akzeptiert.

Lebenserfahrungen von Frauen sind symbolwürdig für das Göttliche!

In der Kirchengeschichte haben Frauen trotz des aus 1 Tim 2,12 „Einer Frau gestatte ich nicht, dass sie lehre.“ abgeleiteten Verbotes theologisch gearbeitet, jedoch wegen der Gefahr für Leib und Leben nicht in theologischen Büchern, sondern in Bildern, Visionen, die als Privatoffenbarungen gelten mussten. So hat Hildegard von Bingen in ihren Visionen Frauengestalten als Bildträgerinnen von Glaubenserfahrungen verwendet: Aus dem ersten Visionsbuch SCIVIAS sei genannt: Der Geist Gottes berührt das Embryo im Mutterleib, Mutter Zion rettet die von Peinigern verfolgte Tochter, die Kirche ist eine Frau, in deren Unterleib die Menschen wiedergeboren werden, die aber auch in ihrem Unterleib das Böse als Verwundung erfährt. Im zweiten Visionsbuch „Welt und Mensch“ erscheint die Weisheit als eine Frau, die im gewaltigen Geschehen der Geschichte der ruhende Pol bleibt. (Hanna Strack, *Frauen in den Visionen Hildegards von Bingen*, Pinnow/Schwerin 1998).

Welche Kriterien müssen auf diese Gottesbilder angewendet werden?

Frauen sind heute auf der Suche nach Gottesbildern, die für sie lebendig sind, weil sie ihre Lebenswirklichkeit widerspiegeln. Sie prüfen und verwerfen, sie schaffen neue Namen.

Die theologischen Kriterien hatten wir genannt: Die strenge Unterscheidung von Gott als dem Grund des Seins und den Gottesbildern, die nicht verehrt werden dürfen (Tillich). Die Gottesbilder sollen nicht erfüllte Herzenswünsche sein, die an den Himmel projiziert werden und zur Entfremdung der Frauen von sich selbst führen (Feuerbach).

Danach ergeben sich folgende Leitgedanken:

1. Lebenserfahrungen von Frauen sind symbolwürdig, wie z. B.: Mutter, Freundin, Hebamme, Bäckerin. Es ist darauf zu achten, dass familiäre Rollenzwänge nicht festgehalten werden!
2. Frauen in allen Lebensformen sollen das Bild akzeptieren können, auch Lesben, auch Frauen, die traumatisierende Gewalterfahrung haben, ebenso Frauen mit Behinderungen.
3. Die Gottesbilder sollen wirken: befreiend, stärkend, ermutigend, in Übergängen begleitend, lebendig, verbindend, vernetzend, nicht Gehorsam heischend, nicht mit Schuld und Sünde beladend, sondern heilend und zum Kampf gegen Ungerechtigkeit auffordernd.
4. In den Bildern soll eine Gottheit beschrieben werden, die nicht hierarchisch agiert, sondern in Beziehung lebt, die sich ereignet, und die nicht statisch ist. „Eine leidenschaftlich Hörende, hearing to speech“, so benennt Nelle Morton die Gottheit, zitiert nach: Hildegunde Keul, *Menschwerden durch Berührung*. Bettina Brentano-Arnim als Wegbereiterin für eine Feministische Theologie (Frankfurt 1993, 316ff). Gottesbilder sollen die Lebendigkeit aller Wesen im Blick haben. So schreibt Ivone Gebara in ihrem Buch „Die dunkle Seite Gottes. Wie Frauen das Böse erfahren“ (Freiburg – Basel – Wien 2000) in dem Kapitel „Gott im Geflecht des Lebens“ (196 ff): „Wir sind also angehalten, eine plurale Rede von Gott oder von dem Geheimnis, das unser Leben bestimmt, zu entwickeln. Aus diesem Grund schlage ich den Ausdruck ‚Zoe-Diversität Gottes‘ vor. ... Sie erkennt den Wert eines jeden Wesen außerhalb der starren Hierarchien an und betont dabei nicht die vorgebliche Überlegenheit der einen über die anderen.“

Wenden wir uns jetzt den Texten selbst zu. *Welche Texte von Gottespö-tinnen gibt es?*

Zunächst soll hier die Erneuerte Agende erwähnt werden. Sie ist in dem hier zu beschreibenden Zeitraum entstanden und hat in ihrer zweiten Phase nach der Entwurfsphase auch – zum ersten Mal in der Liturgiegeschichte, aber nicht aus Einsicht der Männer, sondern auf Drängen der Frauen – Frauen mit einbezogen und eine integrative Sprache gefordert. In Bezug auf die Inhalte der Gebetsanliegen finden wir tatsächlich Frauenerfahrungen vor. Weibliche Gottesbilder sind in der Erneuernten Agende jedoch nicht zu finden: Die verwendeten Bilder für Gott verharren in den traditionellen männlichen Lebensbereichen: Vater, Herr, Schöpfer, Ewiger, All-

mächtiger. Die Diskussionen über nichttraditionelle Gottesbilder in den Gruppen, die die Texte auswählten, zeigen, wie schwer es fällt, den Reichtum der Gottesbilder überhaupt nur zu wünschen.

Teresa Berger fordert in ihrem Buch „Sei gesegnet, meine Schwester. Frauen feiern Liturgie“ (Würzburg 1999) im Blick auf die Erneuerte Agende: „Es bleibt zu hoffen, dass in Zukunft die Vielfalt und der Reichtum schon bestehender frauengerechter Eucharistiegebete in den Kirchen, ja auch unter den Frauen der eigenen Kirche entschiedener rezipiert werden. Ich erinnere in diesem Zusammenhang nur an den von evangelischen Frauen herausgegebenen Band gottesdienstlicher Texte *Du Gott, Freundin der Menschen*, der auch eine Anzahl von Eucharistiegebeten bzw. Elemente von Eucharistiegebeten enthält“ (144).

Hier irrt Teresa Berger allerdings. Außer im Titel findet sich im Buch „Gott, Freundin der Menschen. Neue Texte und Lieder für Andacht und Gottesdienst“ (hg. von Heidi Rosenstock und Hanne Köhler, Stuttgart 1991) keine Verwendung weiblicher Gottesbilder. Das Buch verzichtet auf neue Namen für Gott, beschreibt aber Gott in seinen/ihren Taten, z. B:

„Ich glaube an Gott,
die Kraft, die uns in die Schöpfung ruft (97)
Gott,
du liebst uns
wie ein Vater,
du sorgst dich um uns
wie eine Mutter.“ (91)

Ein Schlüsseltext für den Aufbruch der Frauen in der Frage der Gottesbilder ist die Stelle in dem Roman „Die Farbe Lila“ von Alice Walker. Shug sagt zu Celie: „Sieht nich wie irgendwa aus. Is doch kein Kino. Es is nix, was du von was anderm getrennt ankucken kannst, einschließlich dir selbst. Ich glaub, Gott is alles... Alles was is oder gewesen is oder sein wird. Und wenn du das spürst und froh bist, dass du spürst, dann hast du gefunden... Mein erster Schritt von dem alten weißen Mann weg waren die Bäume. Dann die Luft. Dann die Vögel. Dann andre Leute. Aber an einem Tag, wie ich ganz still dagesessen bin und mich gefühlt hab wie ein Kind ohne Mutter, und das war ich ja, da kam es mir: so ein Gefühl, dass ich ein Teil von allem bin, nich abgetrennt“ (rororo 1985, 140).

Frauen in Amerika haben schon in den frühen achtziger Jahren mit der neuen Bildersprache begonnen. So dichtet z. B. Eleanor Walker:

„Gott, Bäckerin
ich bin dein lebendiges Brot.
Starke, braune Bäckerin Gott,
ich bin dein schwacher, weicher und geformter Laib.
Ich bin dein Brot, das geht, gut geknetet
von göttlichen, knotigen
Knöcheln, von deinen warmen Erd-Händen.
Ich bin gut geknetetes Brot.“

(in: Image-Breaking/Image-Builing: Bakerwomen God, übersetzt bei Virginia R. Mollenkott, a.a.O., 85)

Die Theologin aus Guatemala, Julia Esquivel, deren Texte 1985 im Jugenddienst Verlag in Übersetzung unter dem Titel „Paradies und Babylon. Guatemalteke Visionen“ erschienen sind, benutzt das Gottesbild „Alte Weberin“ in dem Text „Indianische Weberei“ (71f).

„Wenn ich hinaufsteige
zum Haus der alten Weberin
betrachte ich voll Staunen
was ihrem Geist entspringt:
tausend verschiedene Muster nebeneinander ...
Die Farben ihrer Webfäden
sind klar:
Blut,
Schweiß,
Ausdauer,
Tränen,
Kampf,
Hoffnung
Jeden Morgen
sehe ich ihre geschickten Finger
die Fäden aussuchen ...“

Die Lyrikerin Christa Peikert-Flaspöhler erfindet 1989 das Gottesbild: Schöpferin Liebe. Sie schreibt im Vorwort zu ihrem Buch „Du träumst in mir, mein Gott. Frauen beten“ (Limburg, ²1990): „Je mehr wir Frauen uns der Würde und des Wertes als Person bewusst wurden und werden, erleben wir den Mangel des zu Unrecht halbierten Gottesbildes.“ (5)

„Psalm 23
Du bist meine Hirtin, Schöpferin Liebe,
du nimmst mich zärtlich an deine Brust
in meinem Hunger nach Wärme und Nähe ...“ (89)

Seit 1992 erscheinen im FrauenKirchenKalender Gebete und Segenstexte von Frauen. Einige Beispiele seien hier zitiert jeweils mit Angabe des Kalenderjahres:

„Ich glaube an Gott,
der du uns Vater und die du uns Mutter bist.
Dir zum Ebenbild hast du uns erschaffen,
damit wir die Fülle des Lebens in uns entdecken ...“
(Christa Spilling-Nöker, 1993)

„Gott lass mich ruhen in deinem Mutterschoß,
bis ein neuer Tag erwacht“ (Hanna Strack, 1995)

„Du treuer Gott und Vater gestern
Heute
du mein lila Ton
Vielstimmig klingt dein Name
Dich ausbreiten mit allen Sinnen
Mutter dich nennen
Geliebter und Stern ...“ (Gertrud Hanefeld, 1995)

„... Und sieh: Mit hellem Strahlen
leuchtet das Antlitz Gottes
vom anderen Ufer!
Lauf in die offenen Arme
der liebenden Mutter!“ (Hanna Strack, 1996)

„Im Namen der Lebenskraft
die mich geschaffen hat
im Namen der großen Liebe
die mich durch diesen Körper beschenkt hat ...“
(Brigitte Enzner-Probst, 1996)

„Gott – wie eine Hebamme
hast du uns ans Licht geholt,
wie eine Hebamme
hast du uns an die Mutterbrust gelegt,
wie eine Hebamme hast du uns ins Leben begleitet ...“
(Hanna Strack, 1997)

„... Entdecke der Welt wieder den Himmel
deiner weiblichen Prägung ...
Hebe deine göttliche Gestalt ins Licht,
zeige dich, Gott, unsere Frau!“ (Heide Wunderer, 1997)

„... Du, unser Gott,
Erdreich der Liebe
und weiter Himmel der Hoffnung über uns.“
(*Brigitte Enzner-Probst, 1998*)

„... Wie ein Küken möchte ich sein das du aufsammelest Gott
und fütterst mit Geschichten und Liedern
Geschichten in denen du die Stärkere bist
und die Treueste für alle die dich lieben“ (*Carola Moosbach, 1999*)

„Gott, unsere Frau,
setze die Verwandlung fort,
die an diesem Grab begonnen hat ...“ (*Heide Wunderer, 1999*)

„... erlöse uns von den Bildern, die uns einsperren:
von der bürgerlichen Ehefrau
von der perfekten Hausfrau
von der köstlichen kleinen Frau für gewisse Stunden ...“
(*aus Lateinamerika, 2000*)

„Geist, Fülle des Lebens,
die du über den Wassern schwebtest vor aller Zeit.
Geist, Fülle des Lebens,
die du Menschen stärkst zu allen Zeiten ...“ (*Irene Löffler, 2000*)

„... denn schön bin ich in den Augen Gottes, die mich werden ließ,
eine wunderbare Gestalt gab sie mir ...“ (*Christel Hildebrand, 2000*)

„Mutter des Segens,
Weltfrau, die in der Höhle hockt
Über dem Chaos das Leben
Ausbrütend
Bring auch mich zum Leben
Im Gewirbel des Tages
Zur Nachtseite hin
Frucht
Segne meine Welt
Segensmutter“ (*Brigitte Enzner-Probst, 2001*)

„Du bist schön meine Freundin
Gott, meine Geliebte
Schön bist du
Im Gewand des lichtblauen Julihimmels ...“ (*Dies.*)

Für Frauen mit traumatischen Gewalt- und Missbrauchserfahrungen ist es überlebenswichtig, Gottesbilder zu wählen, die nicht männlich sind, die kein Machtgefälle, keine Gehorsamsbeziehung zum Ausdruck bringen. So hat Carola Moosbach in ihrem ersten Buch: „Gottflamme Du Schöne. Lob- und Klagegebete“ (Gütersloh 1998), Bilder geschaffen wie:

Gott, Du furchtlose Wahrsagerin,
Du allstarke Mitträgerin,
Du zärtliche Mutmacherin (64),
tiefes Wasser, starke Löwin, treue Freundin (70)
und in ihrem zweiten Buch „Lobet die Eine. Schweige- und Schreiegebete“
(Mainz 2000)

„Allknüpferin,
Komm nah hilf mir glauben Du Allknüpferin
dass Du mich brauchst und gewollt hast vermisst
und mich hörst auch schon damals
Komm nah hilf mir sprechen Du Allbergende
Verbindung wird aufgenommen“ (65).

Ganz neu erschienen ist eine Sammlung von Gebeten von Julia Strecker: „Der Sehnsucht Sprache geben. Liturgische Texte für den Gottesdienst“ (Gütersloh 2000).

„Nein du bist kein herrscher
und auch keine herrin
und gerade deshalb ist dein name ganz wundervoll
ob ich dich nun gott oder sophia
freund oder freundin nenne.“ (19)
Oder:
„Wir hören dich sprudeln
gott
du quelle des lebens ...“ (80)

Eine Bestätigung für die Suche und das Finden von weiblichen Gottesbildern ist es immer wieder, wenn wir die weibliche Gestaltung des Unbewussten in den archäologischen Befunden anschauen, wie Erich Neumann sie dank der Sammlung von Frau Fröbe-Kapteyn im Eranos-Archiv in Ascona in seinem Buch „Die Große Mutter. Eine Phänomenologie der weiblichen Gestaltungen des Unbewussten“ (Olten 1974) dargestellt hat. Es sind die Erfahrungen von Geborenwerden, Sichwandeln und Sterben, die in weiblichen Symbolen Ausdruck finden. Und es sind die Symbole des

weiblichen Körpers – Gefäß, Brust –, die die Grundmuster für Bilder des Göttlichen bilden.

Am Schluss soll am Beispiel des Gottesbildes „Weberin“ das Gesagte zusammengefasst werden: Die Weberin oder Allknüpferin (Carola Moosbach), ein Gottesbild, das der Erkenntnis entspricht, dass die Wirklichkeit, der Makro- und der Mikrokosmos, die Gestirne, Pflanzen, Tiere, Menschen, Stein und Luft und Wasser, dass alles miteinander in Beziehung steht, miteinander verwoben ist. Es ist ein altes mythisches Bild vom Weltgewebe verbunden mit den Bildern vom Teppich, Schleier, Weben, Spinnen, Mantel. Es vermittelt Geborgenheit und Lebendigkeit. Dieses Bild hält auch der Kritik stand: Es verweist auf Gott, den Grund des Seins (Tillich), es gibt dem Menschen einen Ort der Geborgenheit, ohne ihn von sich selbst zu entfremden. Es ist ein Bild, das aus der Tätigkeit von Frauen entnommen ist, es schließt alle Menschen gleichwertig mit ein und stellt Gott vor in Beziehung, nicht hierarchisch und frei von Gewalt. Marie Luise Kaschnitz hat in dem Gedicht „Der Teppich des Lebens“ diese Symbolik verwendet:

„... Der Faden, überall zum Kreuz gespannt,
Birgt ein Geheimnis, das mich oft bewegt.
Denn einer Masche gleich in den Geweben
Scheint unser Leben zwischen tausend Leben.“

(Gesammelte Werke, Band 5, Frankfurt am Main 1985, 80)

Der Aufbruch der Frauen und der daraus folgende Wandel der Gottesbilder zu einer Vielzahl von Bildern für die Gottheit, die nicht in Bildern zu fassen ist, dieser Aufbruch birgt die Gefahr in sich, dass die Überbewertung des Weiblichen ebenso wie die Überbewertung des Männlichen Platz greift. Deshalb bin ich am Anfang meiner Ausführungen auf die kritischen Fragen von Tillich und Feuerbach eingegangen.

Sicher werden weder dieses Bild der Weberin noch ein anderes weibliches Gottesbild schon eine Akzeptanz erfahren, Symbole können nicht in wenigen Jahren an Festigkeit gewinnen.

Neue Gottesbilder aus der Lebenswirklichkeit von Frauen werden geschaffen, angenommen, diskutiert, verworfen oder gewinnen an Kraft. Auf jeden Fall kann so der Vogel des Glaubens „mit beiden Flügeln fliegen“.